Sonnweid
das Heft

Zeitschrift der
Sonnweid AG
www.sonnweid.ch

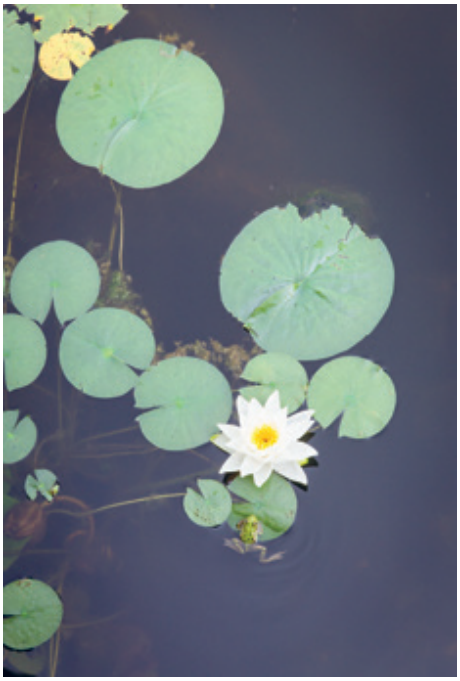
Nr. 4
Oktober 2015

Frau Eicher

Frau Gloor

Mensch!

Frau Bentschik



Ein Prinz

demenzkongress.ch

Spannungsfeld zwischen Eigen- und Fremdfürsorge

pd. Menschen mit Demenz zu begleiten ist zugleich eine anspruchsvolle, bereichernde und herausfordernde Aufgabe. Besonders gefordert sind pflegende Angehörige, die sich lange Zeit rund um die Uhr um Menschen mit Demenz kümmern. Wie gelingt es jedoch, Menschen mit Demenz immer wieder mit Respekt, Wertschätzung, emotionaler Wärme sowie Sorge zu begegnen und dabei selbst gesund zu bleiben? Wie lässt sich die Balance zwischen Eigen- und Fremdfürsorge stets wieder finden?

Am 3. St. Galler Demenz-Kongress stehen auch die Betroffenen im Zentrum. Zu Beginn der Krankheit sind auch sie mit der Frage konfrontiert: Wie kann ich mit dieser Situation umgehen? Ziel des Kongresses ist auch in diesem Jahr, einen lebendigen Austausch zwischen Referierenden und Teilnehmenden anzuregen.

25. November in St. Gallen

alzheimer.ch

Information und Vernetzung gegen menschliches Leid

mm. In der Schweiz leben 116 000 Menschen mit Demenz. Bis im Jahr 2050 dürften es 300 000 sein. Neben hohen Kosten (6.9 Milliarden Franken im Jahr 2009) verursacht Demenz grosses menschliches Leid. Das liegt unter anderem am fehlenden Wissen und Netzwerk der Betroffenen, Angehörigen, Betreuenden und Institutionen. Die Nationale Demenzstrategie der Schweiz definiert deshalb ihr erstes von vier Handlungsfeldern als «Gesundheitskompetenz, Information und Partizipation».

Die bestehenden Webseiten im Bereich Demenz schöpfen das Potenzial des Internets mit seinen Möglichkeiten der Multi- und Crossmedialität sowie des Community-Building nicht annähernd aus. Der Verein Podium Demenz hat diesen Missstand erkannt und will einen wichtigen Beitrag leisten, dass Menschen mit Demenz kompetent betreut werden und in Würde leben können. Unter der Adresse www.alzheimer.ch entsteht in Zusammenarbeit mit der Sonnweid AG und ihrem Netzwerk eine interaktive und multimediale Plattform zum Thema Demenz. Das Wissen zum Thema wird gebündelt, vernetzt und vermittelt. Die Besucher der Website erhalten wertvolle Informationen, praktische Tipps und Anregungen und können sich in Foren und über Kommentare austauschen. Die Website soll im Frühjahr 2016 online gehen.

ungekünstelt.ch

«ungekünstelt» zeigt die produktive Seite einer Demenz

mm. Menschen mit Demenz halten sich nicht an die Spielregeln unserer Zivilisation. Sie sind direkt, ehrlich, unkonventionell, archaisch und emotional. Dies zeigt sich auch in ihrem schöpferischen Wirken. Ihre archaischen und ausdrucksstarken Installationen, Kritzeleien, Gemälde und Texte faszinieren und offenbaren ein grosses schöpferisches Bedürfnis und Potenzial.

In den vergangenen Jahren ist viel unternommen worden, um die Öffentlichkeit zu sensibilisieren für Demenz und ihre Auswirkungen. Noch immer wird der Umgang mit diesen Menschen als schwierig wahrgenommen. Der Verein Podium Demenz will nun aufzeigen, wie bereichernd und wertvoll der Umgang mit Menschen mit Demenz sein kann. Das Projekt «ungekünstelt» vermittelt das schöpferische und kreative Wirken von Menschen mit Demenz. Eine Ausstellungsreihe veröffentlicht Arbeiten von Menschen mit Demenz auf einer Webplattform. Dazu sind Veranstaltungen wie Podiumsdiskussionen, Vorträge etc. geplant. Die Website www.ungekünstelt.ch ist im September online gegangen.

IMPRESSUM

HERAUSGEBER Sonnweid AG
AUFLAGE 12 500 Exemplare
Erscheint zweimal jährlich
KONTAKT Sonnweid, Redaktion Das Heft, Bachtelstrasse 68, 8620 Wetzikon, www.sonnweid.ch, dasheft@sonnweid.ch
ADRESSÄNDERUNGEN dasheft@sonnweid.ch
REDAKTION Michael Schmieder, Martin Mühlegg (mm., deutlich.ch)
REDAKTIONELLE MITARBEIT Gerd Kehrein, Andrea Mühlegg
GESTALTUNG Bonbon – Valeria Bonin, Diego Bontognali, Zürich (bonbon.li)
DRUCK Erni Druck und Media AG, Kaltbrunn (ernidruck.ch)
FOTOGRAFIE Véronique Hoegger, Zürich (ver.ch)

EDITORIAL

Du bist ja nicht ganz normal!

Diesen Spruch hörte ich oft in den vergangenen 30 Jahren. Damit waren nicht unsere Bewohner gemeint, sondern ich – und ich war immer stolz darauf! Darin zeigte sich eine Haltung, die ich in der Sonnweid erlebbar machen wollte. Es war und ist die Suche nach Normalität in einem als «nicht normal» bezeichneten Umfeld. Menschen nehmen sich als normal wahr, wenn sie ihre Umwelt als für sie normal wahrnehmen. Da jemand mit einer demenziellen Erkrankung andere Normen als normal erkennt, kann sich seine Wahrnehmung fundamental von unserer unterscheiden.

Die Aufgabe, den Menschen zu schützen, auch wenn er selbst nicht mehr wahrnehmen kann, dass er in einer schützenswerten Situation ist, ist unser zentrales Anliegen. Mensch sein können, sich selbst sein können, ausloten in welcher Umgebung, in welchem Geist dies am besten möglich ist, die Mitarbeitenden auf diesen Weg mitnehmen können: Dies gehört zu den zentralen Aufgaben bei der Leitung der Sonnweid.

Cornelia Bachmann wird als neue Leiterin der Sonnweid diesen Weg weitergehen. Ihre Kompetenzen werden der Sonnweid guttun. Sie wird dazu beitragen, dass die Sonnweid sich weiterentwickeln kann. Ich freue mich sehr, dass Cornelia Bachmann zu uns kommt – und ich werde sie tatkräftig unterstützen bei der Einarbeitung in diese äusserst spannende Aufgabe (lesen Sie das Interview auf Seite 21). Ein solcher Wechsel an der Spitze nach 30 Jahren stellt eine grosse Herausforderung dar, das ist uns allen bewusst. Deshalb sind wir den Prozess des Wechsels sehr sorgfältig angegangen. Er wird gelingen.

Meine Zukunft gehört weiterhin den Menschen mit Demenz. Als Mitglied des Verwaltungsrates bleibe ich der Sonnweid erhalten. Ich werde weiterhin der Redaktion dieser Zeitschrift und dem Stiftungsrat der Stiftung Sonnweid angehören. Zudem kann ich mich nun den Projekten alzheimer.ch und ungekünstelt.ch widmen, die schon lange auf eine Realisierung warten. Daneben möchte ich eine etwas ruhigere Gangart wählen, möchte mehr für mich tun können, langsam in den neuen Lebensabschnitt gehen und dort ankommen dürfen.

Dafür, dass ich nicht normal sein durfte, dass man mich in meinem Denken unterstützt hat, auch durch Widerspruch, dafür danke ich allen, die Teil meines Weges waren und sind. Ohne René Boucard würde es die Sonnweid nicht geben. Ihm gilt mein spezieller Dank, für das Vertrauen und die Freundschaft. Ohne meine Frau Monika Schmieder würde es die Sonnweid so nicht geben. Ihr gilt dafür mein grosser Dank, vor allem auch für die grosse Verbundenheit, denn ohne sie würde es auch mich so nicht geben.

Michael Schmieder
Leiter Sonnweid AG

INHALT

5
AUS DER PRAXIS
Kreativität und unkonventionelles Denken sind gefragt

7
EINE ETHISCHE PERSPEKTIVE
Was ist eine Demenz?
Verena Wetzstein

10
INTERNE AUSBILDUNG
Das Lernen findet eher beiläufig und unbewusst statt

10
LERNEN
Die Haltung prägt das Verhalten — und ist lernbar

13
ESSAY
Demenz und Würde – eine lebensgefährliche Mischung (für die Dementen)
Peter Schneider

15
QUER GEDACHT
Die Gesunden sollten nicht im Weg stehen

16
BUCHTIPP

17
INTERVIEW
«Manchmal braucht es einfach seine Zeit»

20
INTERVIEW MIT BEWOHNERN
Ein Donnerstagnachmittag in der Wohngemeinschaft

21
ZUKUNFT
«Ich werde zuerst hinschauen und zuhören»

22
UMFRAGE

23
CAMPUS AKTUELL
STIFTUNG AKTUELL

24
EPILOG

Herr Dolder

Herr Schmieder

Frau Gander

Frau Bentschik

AUS DER PRAXIS

Kreativität und unkonventionelles Denken sind gefragt

Die Bedürfnisse ändern sich im Lauf der Zeit. Betreuende sollen deshalb den Menschen genau beobachten und verschiedene Strategien ausprobieren. Sehr wichtig ist dabei das vertrauensvolle Verhältnis zwischen Betreuenden und Betroffenen.
Von Peter Dolder*

Vor drei Jahren kam Frau P. in unsere Wohngruppe. Sie wurde beim Eintritt von einer Freundin begleitet und war guter Dinge. Bisher hatte sie allein ein Haus mit Garten bewohnt. Sie war gerade 60 Jahre alt geworden, ihren Job als Lehrerin hatte sie vor einigen Jahren krankheitsbedingt aufgeben müssen, mittlerweile war sie auch von den alltäglichen Arbeiten in ihrem Haushalt überfordert. Die Diagnose Alzheimer kannte sie, wir konnten mit ihr auch ungezwungen über die Einschränkungen, die sie durch die Krankheit erlitt, sprechen.

Frau P. konnte ihre Bedürfnisse gut kommunizieren: Sie ass vegetarisch, liebte den Kaffee schwarz, duschte jeden Morgen und ging verschiedenen Hobbys nach. So sammelte sie Steine, Blätter, Holzstücke und schnitt aus der Zeitung Bilder und Artikel zu Naturthemen aus, die sie in Ordnern ablegte. Wir animierten sie, auch in der Gruppe Werkarbeiten auszuführen – dies überforderte sie aber sehr. Sie, die früher filigrane Kunstwerke hergestellt hatte, wurde wütend und erregt, wenn sie die eigenen und auch die Arbeiten der andern anschaute, weil sie derart nicht ihren Ansprüchen genügten. Wir animierten sie zu fotografieren, was sie auch früher schon gemacht hatte, und die sehr gelungenen Aufnahmen bereiteten ihr Freude.

Frau P. äusserte von Beginn an den Wunsch, im Haushalt mitzuarbeiten, entschied sich für die Wäschepflege, sie bügelte und legte die Kleidungsstücke zusammen. Mit dem Fortschreiten der Krankheit wurde diese Aufgabe zur Manie, sie wurde wütend, weinte und schrie, wenn jemand anderer in ihrer Abwesenheit sich der Wäsche annahm. Täglich ging sie jetzt auf ausgedehnte Spaziergänge mit einer andern Bewohnerin, die ihren Hund ausführte, bis sie auch dies überforderte. Die Bedürfnisse von Frau P. zu erkennen, war vor allem zu Beginn nicht schwierig, da sie sie ja selbst nannte. Doch war es an uns zu merken, wenn etwas nicht mehr ging, was wir nicht nur an ihrem Unmut erkennen konnten, wir lernten auch, ihre Mimik zu lesen und die Überforderung zu umgehen.

Selbstständigkeit bewahren

Als sie morgens oft unglücklich war, merkten wir, dass sie zwar ins Badezimmer ging, sich jedoch nicht mehr duschte und ungepflegt wirkte, aber anderseits auch keine Begleitung duldete. Unsere Aufgabe war es jetzt, einen Weg zu finden, wie wir sie bei der Körperpflege unterstützen konnten, ohne ihr diese abzunehmen und ihr das Gefühl eingeschränkter Selbstständigkeit zu geben. So schlugen wir ihr zum Beispiel vor, ihr den Rücken oder die Haare zu waschen, konnten ihr dadurch auch beim Entkleiden helfen, was sie nicht mehr alleine schaffte. Wenn sie dann frisch geduscht und angezogen den Tag beginnen konnte, war sie wieder bei sich. Nach einiger Zeit konnte sie auch nicht mehr die Wäsche pflegen, dies frustrierte sie sehr, sie weinte häufig. Es wurde zunehmend klar, dass die Wohngruppe nicht mehr der richtige Ort für sie war, weil sie zu oft mit ihrer Überforderung konfrontiert wurde. Sie wurde innerhalb der Sonnweid in eine Station mit einer anderen Wohnform verlegt.

Nicht alle Bewohnerinnen und Bewohner können beim Heimeintritt mitteilen, was ihre gegenwärtigen Bedürfnisse sind. Oft informieren uns Angehörige über die individuellen Bedürfnisse, und wir haben die Möglichkeit, die biografischen Daten aufzunehmen. Häufig stellen wir fest, dass uns diese Angaben nicht mehr weiterhelfen, weil sich der Mensch verändert hat, weil das, was ihm früher entsprach, heute nicht mehr dieselbe Bedeutung hat. Wozu etwas aufrechterhalten, das nicht mehr denselben Stellenwert hat? Anderseits ist es das Bedürfnis des erkrankten Menschen, seine Fassade zu bewahren. Frühere Erfahrungen, Herkunft, soziale Schicht, Beruf, Religion spielen auch für den kranken Menschen eine wichtige Rolle. Was

* Peter Dolder ist Fachmann Betreuung und diplomierter Gerontologe SAG. Er arbeitet in einer Wohngruppe der Sonnweid und bildet Lernende aus.

aber ihr Stellenwert ist, müssen wir herausfinden. Ich denke an Herrn K., der uns wie inkompetentes Servicepersonal behandelte und immer damit drohte, einen Leserbrief an die NZZ zu schreiben über die Zustände in diesem Hotel, wo sich die Türen nicht abschliessen lassen. Wir gaben ihm einen Zimmerschlüssel und wir bestätigten ihn in seiner Überzeugung, dass die Bedienung heute sehr zu wünschen übrig liesse.

Nicht mit Alternativen konfrontieren, sondern ausprobieren

Das Wichtigste an unserer Betreuungsarbeit ist, dass wir den Menschen beobachten, verschiedene Strategien ausprobieren und ihn nicht mit Alternativen konfrontieren, die ihn überfordern. Wir merken, wenn jemand etwas mag oder ablehnt, wenn etwas verwirrt oder unglücklich macht. Die Bedürfnisse ändern sich im Lauf der Zeit, wir müssen uns immer wieder fragen, ob wir nicht Vorlieben aufrechterhalten, die gar nicht mehr den gegenwärtigen Bedürfnissen entsprechen. So mag elegante Bekleidung noch eine Wichtigkeit haben, oder aber eher belastend sein, so kann die Konfrontation mit dem ausgeübten Beruf einen Zugang verschaffen, oder aber den betreuten Menschen völlig überfordern. Herr A. zum Beispiel, ein früherer Banker, fühlt sich heute wohl in seinen ausgebeulten Hosen und den Wollsocken, Frau M. hingegen achtete immer auf gepflegte Kleidung und wollte, bis sie mit beinahe 100 Jahren verstarb, immer ihre Nägel schön manikürt und lackiert haben.

Das Wissen um die biografische Vergangenheit schafft auch Zugang. Doch müssen wir die Biografien, die uns die Angehörigen geben, immer mit Vorbehalt aufnehmen. Denn sie sind durch die Erfahrungen der Vermittelnden geprägt, ist es ein Sohn oder eine Tochter, der Ehepartner, die Ehefrau, kommt die Erzählung von jemandem, der unter dem oder der Erkrankten gelitten hat oder den eine glückliche oder bereichernde Geschichte verbindet. Wir können unverbindlich Themen aus dem früheren Berufsleben aufnehmen. Zum Exbanker sagte ich: «Was für einen Verlust hat die Nationalbank in diesem Halbjahr eingefahren!» Er antwortete darauf durchaus professionell: «Das ist nicht tragisch, das sind Buchverluste.» Hätte er aber das Gefühl, von ihm werde wieder Leistung erwartet, würde ihn dies in Stress bringen. Ich kann den Architekten auf ein gelungenes Haus im Vorübergehen ansprechen, er wird es auch unverbindlich kommentieren. Als ich aber mit dem Architekten ein Architekturbüro besuchte, hatte er sofort Schweissausbrüche, und wir mussten den Ort sofort verlassen.

Kenntnisse über die Herkunft können hilfreich sein. Wenn ich der ehemaligen Pfadiführerin gegenüber das Bundeslager erwähne, strahlt sie. Wenn ich die Schaffhauserin frage, ob sie «Bölletünne» mag, strahlt sie, denn es weckt in ihr Erinnerungen. Wenn wir gar nichts über jemanden wissen, beobachten wir ihn oder sie viel genauer, lassen uns nicht durch Vorwissen in die Irre führen und versuchen aus der Beobachtung heraus, die Bedürfnisse zu erkennen. Dies erfordert ein gehöriges Mass an Kreativität und unkonventionellem Denken. Hilfreich sind die Techniken, die wir anwenden, wie Validation®, basale Stimulation sowie Kinästhetik. Es braucht eine Struktur, die alles zusammenhält, aber darin eingebettet muss auch das anarchistische Chaos vieler Demenzkranker Platz finden.

Vertrauen überbrückt schwierige Situationen

Eine Beziehung zu einem Erkrankten aufzubauen, ist eine grosse und positive Herausforderung. Es geht darum, ein Vertrauensverhältnis herzustellen, mit dem dann häufig auch schwierige Situationen überbrückt werden können. Wenn eine Bewohnerin zu einer medizinischen Untersuchung ins Spital muss, weiss sie nicht, was ihr geschieht und weshalb. Wenn die Begleiterin so lange wie möglich bei ihr bleiben kann und ihr versichert, dass sie sie später abholt, beruhigt das die Kranke für den Moment nur dann, wenn sie zu ihr Vertrauen hat.

Hilfreich sind auch thematische Gespräche mit mehreren Bewohnern. Häufig kommt es vor, dass sich in diesen Runden auch Menschen äussern, die sonst fast nicht mehr sprechen. Wir müssen merken, welche Themen im Moment wichtig sind. Bei diesen Gelegenheiten kommen oft auch individuelle Bedürfnisse zur Sprache, die uns in der Betreuung weiterhelfen. Wichtig sind der Austausch von Rapporten innerhalb des Teams und die Einträge im Kardex. An Teamsitzungen nehmen wir einzelne Beobachtungen auf und berücksichtigen diese in der Betreuungsplanung.

Wir versuchen die Befindlichkeit der Einzelnen zu spüren. Braucht es Zuwendung, braucht es Humor oder will jemand einfach in Ruhe gelassen werden? Um Mimik, Haltung, Stimmungslage oder Äusserungen zu verstehen, müssen wir die Menschen kennen, erfassen, beobachten und ständig reflektieren, weil sie sich immer verändern.

EINE ETHISCHE PERSPEKTIVE

Was ist eine Demenz?

Von Verena Wetzstein*

Was ist ein Mensch mit Demenz? Ist er ein Mensch, der zunehmend von seinem Geist verlassen wird (demens)? Zerfrisst die Demenz seine Vernunft, bis der Mensch gleichsam selbst vernichtet wird? Ist er (noch) ein emotionales, ein empfindendes Wesen? Hat der Mensch mit Demenz noch Würde? Erleidet er ein unwürdiges Siechtum? Ist er ein Mensch mit einer unheilbaren Krankheit? Wird er bestimmt durch die Anzahl der senilen Plaques in seinem Gehirn?

Werden schlaglichtartig Antworten auf die Frage so gegeben, wird deutlich: Die Demenz – und unser Umgang mit Demenz – wirft die Frage nach unserem Menschenbild auf. Dabei steht die Beschäftigung mit Demenz in einer Tradition, die das Thema wesentlich geprägt hat – und von dem sich die heutige Diskussion und die jetzige Realität erst emanzipieren muss.

Lange Zeit hat es sich die Öffentlichkeit nämlich sehr einfach gemacht: Die Alleinzuständigkeit zur Beschäftigung mit dem Phänomen Demenz wurde an die Medizin übertragen. Indem die Alzheimer-Demenz vor etwa 40 Jahren in die Diagnoseschemata aufgenommen wurde, wurde zementiert, dass es Ärzte sein sollen, die mit ihren Methoden und Instrumentarien für Diagnostik und Therapie der Krankheit Demenz zuständig sind. Folglich beherrschen bei der Frage nach dem «Wesen» der Demenz heute medizinische Antwortstrategien das Feld. Nahezu jeder, der sich im Themenfeld Demenz bewegt, kann mühelos Leitsymptome, Ätiologiehypothesen (Vermutungen über die Ursachen der Krankheit) und therapeutische Optionen nennen.[1] Die Tücken und Fallstricke dieses Vorgangs (der Übertragung des Themas Demenz an die Medizin) sind im Ergebnis heute gut zu erkennen: Die Medizin, die lediglich das, was man ihr aufgetragen hat, getan hat, kann letztlich nur ein ausschnitthaftes Bild der Wirklichkeit Demenz bearbeiten: Diagnostik und Therapie einer Krankheit. Durch diese Pathologisierung gerieten zahlreiche Aspekte der Demenz und die von ihr Betroffenen gar nicht erst in den Blick. Stigmatisierung der Betroffenen und Tabuisierung des Themas Demenz sind somit leicht zu erklärende Folgen.

Hinzu kam ein Weiteres: Indem der Blick lange Zeit allein auf die zunehmenden Einschränkungen und Verluste der kognitiven Leistungsfähigkeit von Menschen mit Demenz gerichtet wurde, trat ein Aspekt der Demenz in den Vordergrund, der angesichts des gegenwärtigen Zeitgeistes verheerende Folgen hatte: In einer Gesellschaft, in der Selbstbestimmung, Autonomie, intellektuelle Leistungsfähigkeit, Freiheit und Unabhängigkeit von höchster kultureller und politischer Relevanz sind, scheinen Menschen mit Demenz mit Voranschreiten des demenziellen Prozesses genau das alles nicht mehr zu sein und verwirklichen zu können, was als Leitwert Geltung hat.[2] Prozesse des Alterns, die mit einem Verlust der Fähigkeit zu rationaler Selbstbestimmung einhergehen, werden in den pathologischen Bereich gedrängt und mit dem Siegel «krank» versehen. Menschen mit Demenz kamen so über lange Zeit im gesellschaftspolitischen Diskurs so gut wie nicht vor.[3] Die Gesellschaft als Ganze erklärte sich als für das Thema Demenz nicht zuständig.

Nicht an vermeintliche Experten abgeben

Demenz im Alter stellt für die moderne Gesellschaft fraglos eine Provokation dar. Dass ein Demenzprozess an sich Ängste und Stigmatisierungstendenzen auszulösen vermag, muss ernstgenommen werden. Doch wird es schon allein angesichts der zahlenmässig auf uns zukommenden grossen Menge an Menschen mit Demenz in den kommenden Jahren keine Lösung sein, das Thema Demenz weiter zu tabuisieren oder an vermeintliche Experten abzugeben. Die

* Dr. Verena Wetzstein (geb. 1970) ist Studienleiterin für den Bereich Ethik der Katholischen Akademie Freiburg. Seit 2008 ist sie Mitglied im Trägerübergreifenden Ethikrat des Bistums Trier und seit 2015 Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat der Zeitschrift für medizinische Ethik. Neueste Veröffentlichung als Mitherausgeberin: *Gewissen. Dimensionen eines Grundbegriffs medizinischer Ethik*, Berlin 2014. Verschiedene Veröffentlichungen zum Thema Demenz, darunter die Monografie: *Diagnose Alzheimer. Grundlagen einer Ethik der Demenz*, Frankfurt a. M. 2005.

1 Zu den medizinischen Grundlagen der Demenz: Förstl, Hans (Hg.) (2011): *Demenzen in Theorie und Praxis*. 3., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Berlin: Springer.
2 Körtner, Ulrich J. H. (2012): «Das Menschenbild der Leistungsgesellschaft und die Irritation der Demenz». In: *Zeitschrift für medizinische Ethik* 58, S. 3–22.
3 Gronemeyer, Reimer (2013): *Das 4. Lebensalter. Demenz ist keine Krankheit*. München: Pattloch.

Auseinandersetzung mit der Demenz wirft die Frage nach unserem Menschenbild auf. Letztlich geht es bei der Demenz um die Frage nach den ethischen Grundlagen unserer Gesellschaft.

Eine heute notwendige Ethik der Demenz hat an der Würde des Menschen und an der Relationalität, der Beziehungsfähigkeit, der Personen untereinander Mass zu nehmen.[4] Dies setzt die Grundannahme voraus, dass allen Menschen die Gesamtheit ihres Lebens über die gleiche Würde zukommt. Der moralische Status des Menschen ist an nichts anderes gebunden als an das Kriterium des Menschseins. Der Zuschreibungsgrund von Personalität wird gerade nicht von aktuellen Fähigkeiten wie Kognition oder Autonomie abhängig gemacht: Jeder Mensch ist Person. «Person» und «Mensch» sind von ihrem Bedeutungsumfang her deckungsgleich. Diese Sätze haben auch dann Geltung, wenn eine Persönlichkeit sich verändert, wie das im Demenz-Prozess der Fall ist.

Gemeinschaftliche Bezüge

Die besondere anthropologische Situation, in der sich ein Mensch mit Demenz befindet, sollte stärkere Beachtung finden. Von einer ganzheitlichen Anthropologie geht die Forderung aus, die konkrete Lebenssituation von Menschen mit Demenz in den Blick zu nehmen. So gehört es zur Eigenschaft der Alzheimer-Demenz, dass sie sich im Alter manifestiert. Zeit ihres Lebens haben die Betroffenen Präferenzen ausgebildet und Erfahrungen mit Glück und Leid, Krankheit und Tod, Trauer und Freude gemacht. In den meisten Fällen leben sie in gemeinschaftlichen Bezügen, haben Nachkommen oder Familie und Freunde.

Weiter ist auf die besondere Lebenssituation zu achten, in der sich der Mensch mit Demenz befindet: Sein Leben ist verwundbar geworden und neigt sich langsam, aber fortschreitend dem Ende zu. Angesichts gegenwärtiger Tendenzen, die bislang vergeblich darauf ausgerichtet sind, nach kausalen Heilungsmöglichkeiten für Menschen mit Demenz zu suchen, ist der Hinweis der Ethik bedeutsam, dass die Fragmentarität und die Verletzlichkeit wesentlich zum Menschsein gehören. Gegen die Utopien von Ganzheit und Vollkommenheit ist das Wissen um Brüche und Verluste, die konstitutiv zum Leben gehören, zu stellen. Für jeden einzelnen Betroffenen und seine Angehörigen ist die Lebensphase der Demenz womöglich eine der schwersten. Die Hoffnung, dass heilende oder lindernde Massnahmen gefunden werden, ist nicht aufzugeben. Solange Heilung nur symptomatisch gelingt, wird gegen ausgrenzende Tendenzen heute der Hinweis immer wichtiger: das fragmentarische und beeinträchtigte Leben geborgen sein zu lassen in Beziehungen, die dem Menschen alle Hilfe zukommen lassen, um sein Leben zu erleichtern. Daraus resultiert die praktische Forderung, das Augenmerk und Engagement mehr noch als bisher auf die Begleitung und Pflege zu richten.

Demenz macht vor allem eine Grundbedingung des Menschseins deutlich: die Relationalität des Menschen. Der Mensch kann sein Leben nur im Verhältnis zu anderen leben. Es gehört wesentlich zum Menschsein, dass man es nur in Relation, d. h. in Bezug auf andere und mit anderen zusammen, ist.

Bezogen auf die Demenz bedeutet dies: Menschen mit Demenz werden nicht zu Einzelwesen, auch wenn sie im Verlauf des Prozesses den Kontakt mit ihrer Umwelt nach und nach verlieren mögen. Selbst in einer extremen Ausnahmesituation wie der Demenz kann die Würde des Menschen von anderen wahrgenommen werden. Die Sichtbarmachung von Würde ist ein interaktives Geschehen. Sie wird dem Menschen mit Demenz von demjenigen entgegengebracht, der ihn in seinem veränderten Sosein versteht und annimmt. Begegnung mit Menschen mit Demenz bedeutet damit immer auch den Vollzug eines Anerkennungsaktes, indem der Angehörige, der Pflegende oder der Arzt seine persönliche Beziehungsfähigkeit zum Ausdruck bringt. Die Mitmenschen – konkret die Angehörigen und Pflegenden, im weiten Sinne die Gesellschaft – sind es, die dem Menschen mit Demenz seine Würde entgegenbringen und die verletzliche Person vor unzulässigen Übergriffen oder der Aberkennung der Menschenwürde schützen.

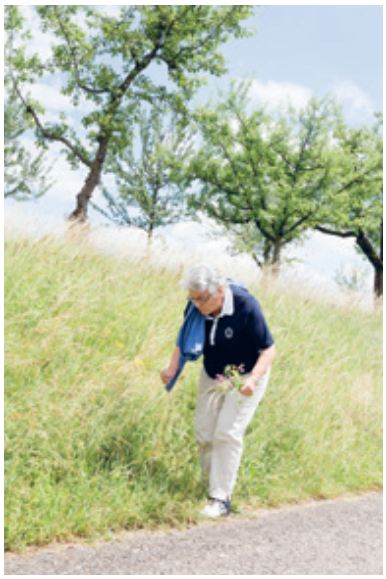
Den Angehörigen Sorge tragen

Als ein Ausfluss dieser Relationalität muss angesichts der Demenz die Tatsache gelten, dass Angehörige als wesentlich Betroffene zusammen mit den Menschen mit Demenz in das Blickfeld kommen. Für sie ist Sorge zu tragen. Und mit ihnen muss das ethische Prinzip der Fürsorge (als ein Ausfluss der Beachtung der Relationalität) in den Fokus rücken.[5] Dabei muss das Prinzip der Fürsorge immer wieder ausbalanciert werden mit dem Prinzip der Selbstbestimmung. Erst wenn dies im Normativen gelingt, wird im Praktischen das Phänomen Demenz wirklich in die Mitte der Gesellschaft gerückt sein.

In jeder Gesellschaft spiegelt der Umgang mit den schwächsten ihrer Mitglieder auch soziale Strukturen wider. Einer solidarischen Gesellschaft kommt die Aufgabe zu, sich über den Umgang mit dem wachsenden Phänomen Alzheimer-Demenz Rechenschaft abzulegen. Wenn sich die Gesellschaft dem Phänomen Demenz stellt, wird sie sowohl die Medizin von der ihr übertragenen alleinigen Verantwortung entlasten als auch sich selbst praktisch und ethisch begründet in die Pflicht nehmen lassen. Denn Demenz ist eine Herausforderung für die gesamte Gesellschaft.

4 Vgl. Wetzstein, Verena (2005): *Diagnose Alzheimer. Grundlagen einer Ethik der Demenz*. Frankfurt a. M.: Campus.
5 Klie, Thomas (2014): *Wen kümmern die Alten? Auf dem Weg in eine sorgende Gesellschaft*. München: Pattloch; Kricheldorff. Cornelia (2013): «Vom Pflegemix zur Caring Community. Neue Antworten auf den Pflegebedarf der Zukunft», in: *Zeitschrift für medizinische Ethik* 59 (2013), 71–84.

Frau Roth und ihre Tochter



Frau Bachmann

Herr Dolder

Frau Bachmann, Frau Mai, Frau Steffen und die Mohnblume

Herr Nyffeler und Herr Hauser, Frau Müller

INTERNE AUSBILDUNG

Das Lernen findet eher beiläufig und unbewusst statt

Um Menschen (den Bewohnenden) ein individuelles Leben in der Sonnweid zu gewährleisten, braucht es Menschen (die Mitarbeitenden), die dies ermöglichen. Machen diese das automatisch?
Von Gerd Kehrein*

«Menschen finden in der Sonnweid einen Ort, an dem sie ihren individuellen Weg gehen können», heisst es im Leitbild der Sonnweid. Dieses Versprechen des individuellen Weges stellt einen hohen Anspruch an die Mitarbeitenden der Sonnweid – von ihnen wird erwartet, es einzulösen. Wie schaffen sie das? Oder anders gefragt: Wie schafft es die Sonnweid, dass ihre 280 Mitarbeitenden den formulierten Anspruch zu ihrem eigenen machen und tagtäglich versuchen, ihn durch ihr Verhalten zu erfüllen?

Eine Voraussetzung ist sicher die Tatsache, dass in der Regel nur Personen eine Anstellung in der Sonnweid suchen, die eine Grundhaltung des Respekts anderen Menschen gegenüber mitbringen und daher grundsätzlich dazu bereit sind, Individualität zu ermöglichen. Zur Gewährleistung der vielen nötigen individuellen Wege im Alltag reicht dies aber häufig nicht aus. Mitarbeitende sind gefordert, sich persönlich im Sinn der Institution zu entwickeln bzw. dazuzulernen. Zu diesem Lernen bietet eine Studie zum «informellen Lernen in der praktischen Pflegeausbildung» (Bohrer, 2013) interessante Überlegungen an:

— Das Lernen in der Pflegepraxis erfolgt überwiegend informell: Es findet ausserhalb didaktisch geplanter Lehr-/Lernsettings, eher beiläufig und unbewusst im täglichen Arbeitsprozess statt.

— Der Pflegeberuf kann gar nicht anders als in hohem Masse informell gelernt werden.

— Das Lernen von Mitmenschlichkeit, Empathie und anderen zentralen personalen und sozialen Kompetenzen erfordert einen persönlichen Entwicklungsprozess auf der Basis persönlicher Kontakte. Dieser kann nicht unmittelbar gelehrt oder unterwiesen werden.

Frei interpretiert stützen diese Aussagen ein Bildungsverständnis, welches schon seit vielen Jahren die Bildungs- und Personalentwicklungsüberlegungen der Sonnweid prägt: Unsere Entwicklung (unser Lernen) zu einem jederzeit respektvollen, individuellen Umgang findet in hohem Masse im praktischen Pflege- und Betreuungsalltag statt. Sie ist nicht primär an formale, didaktisch geplante Lernangebote gebunden, sondern nährt sich im alltäglichen Mitleben, Mitarbeiten, Mitreden, Mitdenken, Mitplanen und Mithandeln. Dieses alltägliche, informelle Lernen wird nach Bohrer durch mehrere Elemente unterstützt bzw. sogar erst ermöglicht:

— in gewissem Masse zeitliche und personelle Ressourcen

— die Lernkultur im Team

— Formen der Zusammenarbeit und des Austausches mit anderen

— Modellpersonen

— Rolle als Lernende (bzw. als Anfängerin)

— Reflexion

Als Institution ist es uns ein wichtiges Anliegen, das Vorhandensein dieser Elemente zu gewährleisten und uns bei unseren Überlegungen zur Entwicklung der Mitarbeitenden nicht nur auf formale Bildungsabschlüsse und Bildungsangebote zu stützen. Unsere Haltung in einem Satz: Das informelle Lernen im Alltag prägt die Entwicklung der Mitarbeitenden – das formelle Lernen kommt ergänzend hinzu.

*
Gerd Kehrein leitet die interne Ausbildung der Sonnweid. Studie: «Selbstständigwerden in der Pflegepraxis», 2013, Annerose Bohrer, Wissenschaftlicher Verlag Berlin.

LERNEN

Die Haltung prägt das Verhalten – und ist lernbar

Die Haltung der Betreuenden ist ein zentraler Aspekt beim Umgang mit Menschen mit Demenz. Sonnweid der Campus vermittelt in seinen Kursen neue Sichtweisen, welche die Haltung und das Verhalten der Teilnehmer positiv beeinflussen können.
Von Andrea Mühlegg-Weibel*

«Der Mensch steht für uns im Mittelpunkt (und da ist er nie im Weg).» Dieser Satz aus unserer Präsentation zum Umgang mit Menschen mit Demenz ist verpflichtend und auch ein wenig provozierend. Viele Leitbilder bauen auf dieser Überzeugung auf. Deshalb sind die Unterstützung und Vertiefung einer wertschätzenden, respektvollen und personenzentrierten Haltung ein oft gewünschtes Bildungsthema. Aufbauend auf dem Bildungs-

*
Andrea Mühlegg-Weibel leitet Sonnweid der Campus.

verständnis «der Mensch ist lebenslang lernfähig» lässt sich demnach auch die Haltung eines Menschen bilden. In diesem Zusammenhang stellen sich für Bildungsverantwortliche vor allem zwei Fragen:

1. Worauf basiert die Haltung eines Menschen?

Haltung basiert gemäss Fachliteratur auf den Annahmen zum Menschsein. Die Grundannahmen zum Menschsein umfassen anthropologische, erkenntnistheoretische, ethische und metaphysische Annahmen zur menschlichen Existenz. Jeder Mensch hat eigene Annahmen, sie sind einzigartig und geprägt von seinen Erfahrungen im Leben. Gemeinsam mit der biologisch-genetischen Prägung und durch die Sozialisation entwickelt der Mensch Kompetenzen. Diese Entwicklung steht in ständiger Wechselbeziehung zu seinem familiären, sozialen und kulturellen Umfeld. Gezeigtes Verhalten ist als dauernder Austauschprozess von Aktion und Reaktion zu verstehen.

Paul Nizon sagte dazu: «Man müsste wissen, als wer man gedacht ist.» Da wir dies nicht wissen, befindet sich der Mensch auf einer lebenslangen Sinnsuche. Die Frage nach dem Sinn des Lebens ergibt sich aus der Fähigkeit, sich immer wieder aus beengenden Situationen zu befreien und Rahmenbedingungen zu suchen, die eher die kreative Veränderung stützen als die Anpassung fördern. Dies sollte generell zu lebenswerteren Bedingungen für die Gesellschaft und die Umwelt mit allen Kreaturen führen. Für diese Hoffnung lohnt es sich, auf individueller und soziokultureller Ebene sinngebende Dinge zu tun – wie beispielsweise Menschen mit Demenz zu betreuen. Somit scheint Haltung unser Verhalten zu prägen. Im Alltag ist dies lebendig, erfahrbar und sichtbar.

2. Wie können wir Haltung weiterentwickeln?

Da Haltung durch das Verhalten eines Menschen erlebbar wird, können Bildungsangebote dienlich sein, die uns unsere Prägungen bewusst machen. Das gemeinsame Erarbeiten von Verhaltensweisen im Team basiert auf der Überzeugung: Menschliche Realität wird immer subjektiv wahrgenommen und erlebt, trotzdem ist es in gewissen Situationen möglich, andere Sichtweisen zu verstehen und die eigenen zu erweitern. Auf diesem Weg können wir gemeinsam neue Sichtweisen und Handlungsmöglichkeiten in der Betreuung entwickeln. Nachfolgend ein Beispiel einer solchen Gruppenarbeit:

Übung zur Entwicklung neuer Sichtweisen und Handlungsmöglichkeiten

Bilden Sie drei Gruppen. Im Beziehungsdreieck Bewohner – Mitarbeiter – Angehörige erhält jede Gruppe ein Überthema – Ihres ist «die Mitarbeitenden».

Diskussionsthema: Haltung prägt Verhalten

Diskutieren Sie an Ihrem Tisch folgende Fragestellungen und gestalten Sie dazu Ihr Tischblatt. Welche Stichworte verbinden Sie mit dem Begriff Haltung? Beispiele: Respekt, Wertschätzung, Vertrauen, Empathie usw. Solche Begriffe werden oft als Worthülsen wahrgenommen, deshalb hilft es, sie gemeinsam zu füllen. Bearbeiten Sie zwei bis drei Stichworte der Haltung vertieft.

Welche Werte und Normen leiten Sie von Ihrer Haltung ab? Beispiel: Respekt → Pünktlichkeit, Verlässlichkeit, Ehrlichkeit, einander ernst nehmen usw. Welche Verhaltensweisen leiten Sie von Ihren Werten und Normen ab? Beispiele: Verlässlichkeit → Wir halten uns an Vereinbarungen, wir haben eine Mitsprache usw. Einander ernst nehmen → Wir respektieren die Meinungen der anderen, wir hören aktiv zu, wir geben ehrliche Feedbacks usw.

Das gemeinsame Erarbeiten und Definieren von verbindlichen Abmachungen sowie der Konsequenzen bei Abweichungen stärkt das Team in der Zusammenarbeit. Dies wirkt sich direkt auf die Qualität ihrer Betreuung aus. Um nicht nur Nettigkeiten auszutauschen, unterstützt die Moderatorin einen solchen Prozess, indem sie zu Offenheit motiviert, querdenkt, unausgesprochene Themen in den Raum stellt oder mit Fragen provoziert.

Lernen im Kursraum

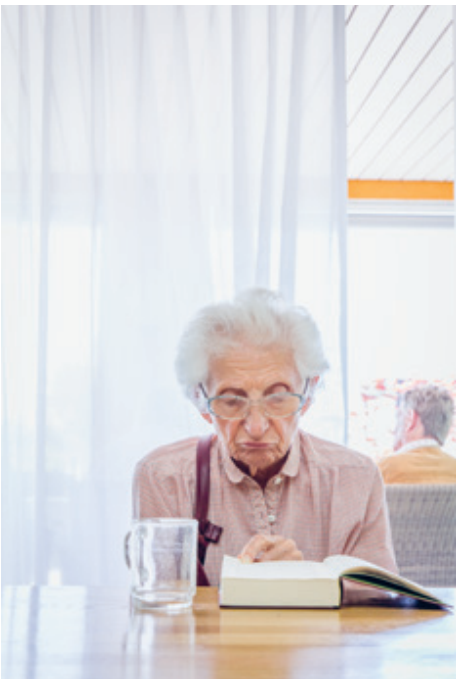
Die bewährten Bildungsangebote in der Betreuung von Menschen mit Demenz (Validation, Kinästhetik, basale Stimulation, Ethik, Alltagsgestaltung, palliative Pflege) basieren alle auf einer vergleichbaren Grundhaltung, die den Menschen in den Vordergrund stellen. Sicher ist den Bildungsverantwortlichen bewusst, dass in einem zweitägigen Kurs nur ganz kleine Schritte in Richtung Erlernen einer neuen Betreuungsstrategie möglich sind. Trotzdem erfahren wir, dass durch Wissensvermittlung und Übungen im Kursraum die Reflexion und Anpassung der Teilnehmenden vertieft werden. Und da alle diese Angebote eine wertschätzende Grundhaltung als Basis haben, erhalten die Teilnehmenden jedes Mal neue Perspektiven, die sich auf ihre Haltung und somit auch ihr Verhalten auswirken.

Herr Hauser

Frau Müller

Basteln

Frau Müller und Herr Hirmann



Frau Bentschik

ESSAY

Demenz und Würde – eine lebensgefährliche Mischung (für die Dementen)

Was aber ist der angemessene Umgang mit Menschen, die ihre Funktionen, welche das Menschsein ausmachen, verloren haben?
... wann hört ein Mensch auf, Mensch zu sein?
Diese Fragen führen unmittelbar zu jener nach dem würdigen Ende unseres Lebens ...
(Gottfried Schatz: «Abschied vom Ich». *NZZ*, 4.6.2015)

Von Peter Schneider*

Die Antworten auf so grosse Fragen wie *Was ist Leben?, Was ist eine Person?* oder *Was ist der Tod?* werden nicht vor allem in philosophischen Seminaren oder Ethikkommissionen formuliert, sondern durch die alltägliche Praxis auf Intensivstationen, in der Transplantationsmedizin oder in Pflegeheimen sowie in Leserbriefen und Online-Kommentaren zu Berichten über die erschreckende Zunahme der Zahl von Demenz-Erkrankten. Das Konzept des Hirntodes verdanken wir nicht etwa neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen über das Wesen des Todes, sondern dem Wunsch nach mehr transplantationsfähigen Organen. Diese Antworten sind alles andere als bloss akademisch, sie können über Leben und Tod entscheiden, indem sie festlegen, was «noch» Leben in einem empathischen Sinn ist oder nur noch blosses Vegetieren. Sie ziehen weitere Fragen nach sich, die nicht mehr ganz so subtil sind, wie die nach dem Wesen personaler Existenz. Zum Beispiel: *Wie kann ich dafür sorgen, dass ich meinem Leben noch rechtzeitig und selbstbestimmt ein Ende setzen kann, bevor ich im geistigen Zustand eines Gemüses in einem Heim vor mich hin vegetiere?* oder *Wie soll eine Gesellschaft das auf Dauer noch bezahlen?*

Als Gunter Sachs sich 2011 das Leben nahm, weil er befürchtete, an Demenz erkrankt zu sein, kommentierte der Berliner Schriftsteller Peter Schneider im *Tagesspiegel*:

«Die Politiker sagen ihren Wählern nicht, was die ‹Kollateralschäden› der viel gefeierten Lebensverlängerung sind: Jeder vierte Bürger über 85, jeder dritte über 90 wird an Demenz erkranken. Die Gesellschaft schliesst vor diesem wachsenden Millionenheer die Augen und schiebt es in meist menschenunwürdige Verwahranstalten ab oder überlässt es überforderten Angehörigen. Mithilfe der Kirchen drückt sie sich aber auch um die Frage herum, ob diejenigen, die ein Leben mit der Demenz nicht auf sich nehmen wollen, nicht ein Menschenrecht auf einen selbstbestimmten Tod haben.»

Für jemanden, der seine Karriere als Intellektueller in der Studentenrebellion von 1968 begann, ist das eine seltsame Position, welche gegen die Abschiebung in «menschenunwürdigen Verwahranstalten» als gleichsam naturwüchsige Alternative zum «selbstbestimmten Tod» unterstellt: Mit Würde von dieser Welt gehen, bevor einen die Demenz (ein)holt. (In einer Online-Umfrage des *Tages-Anzeigers* «Verstehen Sie, dass jemand wegen der Diagnose Alzheimer den Freitod wählt?» anlässlich von Gunter Sachs' Suizid antworten 82,2 Prozent von 903 Teilnehmern mit «Ja».)

In seinem Buch *The Ethics of Killing* knüpft der Moralphilosoph Jeff MacMahan die Rechte eines Menschen an die Existenz seines Selbstbewusstseins: «Wenn eine Person sich dauerhaft in einem ‹vegetativen› Zustand befindet, hört sie zu existieren auf. Was übrig bleibt, ist ein lebendiger, aber unbesetzter menschlicher Organismus.» Schwer Demenzkranke sind somit «Post-Personen» bzw. auf dem Weg dorthin.

In der «Dekade des Gehirns», die nach ihrem Ablauf Ende der 1990er-Jahre sogleich zum «Jahrhundert» verlängert wurde, gilt es als selbstverständlich, dass ich mich in erster Linie als mein Gehirn konzeptualisiere. Somit geht eine Krankheit wie

* Peter Schneider lebt und arbeitet in Zürich als Psychoanalytiker und lehrt als Privatdozent für klinische Psychologie an der Universität Zürich und als Professor für Entwicklungs- und Pädagogische Psychologie an der Universität Bremen. Ausserdem betätigt er sich als Satiriker (*SRF3* und *Sonntagszeitung*) und Kolumnist (*Tages-Anzeiger* und *Der Bund*) und ist Autor zahlreicher Bücher zu psychoanalytischen und gesellschaftspolitischen Themen.

Demenz nicht einfach nur an die Substanz meiner Person, sondern auch an die Substanz meiner Rechte als Person. Als Dementer bin allenfalls noch der, der ich einmal war. Und der, der ich einmal war, wollte möglicherweise niemals «das» werden, was meine Post-Person nun ist.

«Lebensqualität ist mehr als Lebensstandard», schrieb Willy Brandt in seiner Regierungserklärung vom 18. Januar 1973. Etwas später heisst es dort: «Die Qualität des Lebens ist zu einem zentralen Begriff unserer politischen Arbeit geworden.» Der Begriff hat inzwischen längst Eingang in medizinethische Überlegungen gefunden und wird als Argument gegen sogenannt unnötige und unmenschliche Massnahmen der Lebensverlängerung («um jeden Preis») ins Feld geführt. Ist die aufwendige Pflege von schwer Dementen möglicherweise eine Art der Lebensverlängerung, die man mittels einer Patientenverfügung für sich selber vorsorglich ausschliessen kann? Ist möglicherweise sogar die Euthanasie von Dementen zu rechtfertigen, da diese wesentliche Elemente des Person-Seins verloren haben – z.B. «Selbstbewusstsein, Selbstkontrolle, Sinn für die Zukunft, Sinn für die Vergangenheit, die Fähigkeit mit anderen Beziehungen zu knüpfen, sich um andere zu kümmern, Kommunikation und Neugier» (Peter Singer, *Praktische Ethik*)? Der rabiat-rationalistische Utilitarismus Peter Singers oder – im deutschsprachigen Raum – Norbert Hoersters stösst immer wieder auf heftigen Protest von Behinderten und ihren Organisationen. Die Dementen sind aus verständlichen Gründen nicht in der Lage, eine derartige Protestlobby in eigener Sache zu bilden. Sie sind in existentieller Weise auf die Hilfe anderer angewiesen und damit zuweilen auch einem Mitleid ausgeliefert, das tödlich sein kann.

Die Auffassungen, die Singer und Hoerster hinsichtlich der Tötung von schwerstbehinderten Kindern (Nicht-Personen) und dementen Post-Personen verteten, sind gewiss nicht philosophischer Mainstream. Ihr antimetaphysischer Selbstbestimmungsfuror deckt sich aber weitgehend mit dem, was man eine populär gewordene Erlösungsmoral nennen kann. Und diese ist keineswegs eine Moral, der man lediglich die anderen, die bereits Dementen, unterwerfen, sondern die man auch auf sich selbst – für den Fall der Fälle – angewendet wissen möchte.

Um die Umrisse dieser Erlösungsmoral möglichst konkret zu skizzieren, greife ich auf einen Tötungsfall zurück, der im *Blick* (15.10.2010) unter der Überschrift: «Alzheimer-Drama von Rupperswil» dargestellt wurde: «Seine Liebste litt an Alzheimer. Fritz W. pflegte Ruth daheim, bis er nicht mehr konnte. Er erwürgte sie im Ehebett».

Wie immer diskutierte die *Blick*-Leserschaft diesen Fall leidenschaftlich. Auszüge einer Diskussion über eine Tötung aus Barmherzigkeit (16.10.2010):

«Ich ziehe meinen Hut vor Fritz W. und verbeuge mich zutiefst. ... Er konnte es einfach nicht mehr ertragen, seine Ruth so leiden zu sehen. Ich glaube, wir können ihm nicht mal das Wasser reichen. Kein Gericht dieser Welt dürfte so einen Mann verurteilen. Gott schütze ihn.»

«Dieser Mann hat das Herz am rechten Fleck! Ich wünsche Fritz W. ganz viel Kraft für seine Zukunft, die ihm nun von unseren Paragrafenreitern zur Hölle gemacht werden könnte. Ich würde fast darauf wetten (man verzeihe mir den Sarkasmus), dass nun eine härtere Bestrafung auf ihn wartet, als wenn er seine Frau betrunken als Raser mit 120 km/h innerorts überfahren hätte ...»

«Einen demenzkranken Menschen (je nach Demenz-Art) zu betreuen, kann sehr aufreibend sein. Meine Mutter hatte auch eine sehr starke Demenz, sie war gegenüber andern aber eher pflegeleicht. Dieser Mann liebte seine Frau und konnte die immer grösser werdende Entfremdung, die bei der Krankheit entsteht, nicht mehr ertragen, auch die Pflege-Belastung war für ihn viel zu gross. Obwohl es nicht sein Recht ist, über das Leben zu entscheiden, verstehe ich seine Verzweiflungstat, die er bestimmt aus Liebe beging.»

«Wahre Liebe bis in den Tod. Ohne irgendwelche egoistische Gedanken erlöste er seine Frau und sich, damit sie nicht noch länger leiden müssen. Hut ab vor dieser grossen Liebe!»

«Tragisches Ende einer wahrscheinlich grossen Liebe. Angehörige ersticken morphiumberauschte Krebskranke im Endstadium. Das ist keine Seltenheit. Der den Tod feststellende Arzt drückt beide Augen zu. Es ist nicht an uns, hier zu richten.»

«Ich habe selbst eine demenzkranke Grossmutter. Die Erlösung ist für diese Menschen besser als jahrelanges Dahinvegetieren. Dieser arme Mann sollte nicht bestraft werden. Er hat seine geliebte Frau nur vor noch Schlimmerem bewahrt.»

«Von solchen Schicksalen werden wir wohl in Zukunft noch des Öfteren zu hören bekommen.»

«Er hat seine Frau vielleicht vor jahrelangen Qualen bewahrt, auch wenn uns die Tat ‹barbarisch› erscheint.»

Zwei Jahre später, zum Abschluss des Strafprozesses gegen Fritz W. (er wird wegen vorsätzlicher Tötung zu siebeneinhalb Jahren Gefängnis verurteilt), titelte der *Blick* : «Alzheimer-Lüge». Aus der Erlösungstat war eine Tat aus Eigennutz geworden. Ruth W. hatte erst im Anfangsstadium an Alzheimer gelitten und Zeugenaussagen ergaben ein Bild von Fritz W. als eines immer schon groben Ehemanns. Der vormalige Zuspruch bei den Leserbriefschreibern verwandelte sich in Ablehnung. Daniel Frey aus Pfäffikon schrieb: «Eigentlich gibt es ja Sterbehilfeorganisationen. Selbstjustiz geht gar nicht. Auch wenn die Frau vielleicht schwer krank war. Wo sind wir Menschen hingekommen.»

Die Frage ist insbesondere angesichts dieser Zuschrift nicht ganz unberechtigt.

QUER GEDACHT

Die Gesunden sollten nicht im Weg stehen

Der Mensch ist kein Baum, wenn er am falschen Platz steht, muss er sich einen anderen suchen: Diese buddhistische Weisheit hat auch bei der Betreuung und Pflege von Menschen mit Demenz Gültigkeit.
Von Michael Schmieder

Eine Demenz stellt vieles auf den Kopf – vor allem für die Gesunden. Vieles, was jahrelang Gültigkeit hatte, wird einseitig aufgekündigt durch den Erkrankten. Vieles, was wichtig war, verliert an Bedeutung. Die Welt dreht sich in die andere Richtung, und keiner kann es verstehen. Das Verhalten des Betroffenen widerspricht den inneren Bildern, die wir von gesunden und kranken Menschen haben. Jeder hat ein Bild davon, wie ein Mensch ist, welche Verhaltensauffälligkeiten er hat und wie er seine Umwelt wahrnimmt. Daraus lassen sich Schlüsse ziehen – zum Beispiel, wie ein Zimmer auszusehen hat, wie eine Umgebung zu gestalten ist, wie der Garten sein muss und wie die Betreuung stattzufinden hat. Jeder weiss dann, wie es zu gehen hat – nämlich dem eigenen inneren Bild entsprechend.

Dieser grundsätzliche Betrachtungsfehler verunmöglicht Lösungen, die sich am Menschen orientieren und nicht an der Krankheit. Den Menschen mit Demenz gibt es nicht! Es gibt Menschen, die an einer Demenz erkrankt sind. Aber der Fokus liegt auf dem Menschen, und nicht auf der Erkrankung. Und so wie wir Menschen individuelle Bedürfnisse und Eigenheiten haben, so sehr wir überall darauf bestehen, als Menschen wahrgenommen zu werden, so sehr steht dieser Anspruch auch jenen Menschen zu, die an einer Demenz erkrankt sind. Es kann deshalb nicht sein, dass irgendjemand weiss, was Menschen mit Demenz brauchen oder was ihnen guttut. Es kann aber sein, dass man weiss, was Frau Meier oder Herrn Müller guttut.

Keine Gründe suchen, sondern einfach hinschauen

Mit diesen unterschiedlichen Bedürfnissen setzen wir uns bei der Betreuung von Menschen mit Demenz primär auseinander. Wir müssen hinschauen, hinschauen und nochmals hinschauen. Wir fragen nicht «warum?», wir suchen keinen Grund, sondern schauen einfach hin. Da der Mensch kein Baum ist, sind keine Lösungen gefragt, die für einen Baum passend sind. Dies bedeutet, dass sich Bedürfnisse im Lauf eines Lebens verändern – was ja auch bei uns Gesunden der Fall ist. Wir können auf solche Änderungswünsche reagieren, neue Erfahrungen machen und diese wiederum in unseren Alltag integrieren. Zum Beispiel beim Wohnen: Wer lebt noch im gleichen Zimmer und Haus wie als Säugling? Wer hat noch die gleichen Möbel wie früher? Wir nehmen uns die Freiheit zu verändern, wenn Änderungen notwendig erscheinen – und das ist gut so. Menschen mit Demenz brauchen oft auch Veränderungen ihrer Umgebung, damit ein ihnen angepasster Weg möglich ist.

Um individuelle Möglichkeiten umzusetzen, braucht es dem Individuum angepasste Bedingungen. Erst dann kann es gelingen, dass Menschen einen eigenen Weg gehen können. Menschen sind keine Bäume, die nicht verpflanzt werden sollen und gefällt werden, wenn sie im Weg stehen. Wenn der Mensch Mensch bleiben soll, gelingt dies nur durch einen individuellen Ansatz, der sich daran orientiert, was dem Einzelnen guttut.

Es kommt zu vielen Wechseln

Die Wahl einer Wohnform und eines Wohnortes steht in direktem Zusammenhang zu unserer Lebenssituation, in der wir aktuell stehen. So kann es durchaus sein, dass jemand in Bern ein Zimmer bewohnt und die Familie in einer Wohnung im Zürcher Oberland lebt, da die berufliche Situation solches Wohnen erfordert. So ist auch vorstellbar, dass eine einzelne Person vom Land in die Stadt zieht, um ein grösseres oder angepassteres kulturelles Angebot nutzen zu können. Wir wissen auch, dass selbst das idyllischste Einfamilienhaus im Grünen nicht unbedingt die beste aller Wohnformen sein muss. Zu sehr beeinflussen Beziehung und Partnerschaft unser Wohlbefinden, wenn es ums Wohnen geht. Wir passen unser Wohnen immer wieder an: Damals, als wir weggingen von zu Hause, als wir die ersten WG-Erfahrungen machten, als wir eine Familie gründeten, als die Kinder grösser wurden, als die Trennung kam, als die Kinder ausflogen, als man den Wohnraum reduzierte, da das Haus zu gross wurde, als man in die Alterswohnung einzog, als man im Pflegeheim war, bis man starb. Es kommt zu vielen Wechseln, bei den einen mehr, bei anderen weniger. Eine buddhistische Weisheit sagt: Der Mensch ist kein Baum, wenn er am falschen Platz steht, muss er sich einen anderen suchen.

Dieser Spruch stellt eine radikale Abkehr dar von der auf den Menschen bezogenen Aussage, dass man einen alten Baum nicht verpflanzen soll. Es kommt immer darauf an, ob eine Wohnsituation

der momentanen Lebenssituation entspricht oder nicht. Dazu ein Beispiel: Ein Mann, der an einer Demenz erkrankt ist, ist immer noch gut zu Fuss. Er geht gerne nach draussen in die Natur, er läuft sehr lange alleine und findet wieder zurück. Im Verlauf der Erkrankung verliert er die Fähigkeit, sich zu orientieren und findet den Weg nach Hause nicht mehr. Technische Unterstützung ist nur begrenzt einsetzbar, ebenso erschwert sein Verhalten gegenüber fremden Personen eine externe Begleitung. Dies führt dazu, dass dieser Mann nun zu Hause bleiben muss. Die Ehefrau leidet sehr darunter, dass sie ihren Mann einschliessen muss. Wie sieht der richtige Wohnort dieses Mannes aus? Wie würde er aussehen, wenn er fremde Hilfe annehmen würde, wie, wenn er sehr aggressiv wäre? Es ist leicht nachvollziehbar, dass es hier nicht eine einzige Lösung gibt, die richtig ist, sondern dass ganz individuelle Lösungen gesucht werden müssen, die vielleicht auch nur für kurze Zeit Gültigkeit haben.

Weniger falsch am neuen Ort

Wir haben die Aufgabe, mitzuhelfen, einen anderen Ort zu suchen, wenn wir sehen, dass der Mensch am falschen Ort steht. Es zeigt sich immer wieder, dass die Veränderung des Wohnortes zu weniger Stress führt, wenn der neue Ort richtiger ist als der alte, oder umgekehrt, wenn der Mensch am neuen Ort weniger falsch steht. Für Angehörige kann dies sehr schmerzvoll sein, da man bisher immer gemeinsam am richtigen Ort stand – und nun steht man alleine dort. Diese Situation erschwert den Blick darauf, was der andere, der Erkrankte, in dieser Situation brauchen würde. Menschen treffen sich, um gemeinsam durchs Leben zu gehen, und plötzlich wird dieses Gemeinsame durch den Kranken «aufgekündigt». Das tut weh. Was über Jahre, Jahrzehnte eindeutig war, wird zerstört. Die Bedürfnisse werden krankheitsbedingt zu unterschiedlich – und nicht, weil die Liebe abhanden kam. Die Krankheit übergibt dem Gesunden ja dann auch noch die Verantwortung für das Wohlergehen des Kranken. So kann es zu Verwirrungen kommen, welche Bedürfnisse die eigenen oder die fremden sind. Das erschwert einen Blick aus einer etwas distanzierten Position.

Menschen mit einer demenziellen Erkrankung sind in einzelnen Wohn- und Betreuungssystemen immer wieder überfordert. Ist dies der Fall, gilt es, Abschied zu nehmen von einem Ort und einem System – und etwas Neues anzufangen. Für Angehörige ist dieser Abschied oft schwieriger als für den Erkrankten selbst. Es besteht Gefahr, dass man sich nicht für den Kranken einsetzt, sondern für das Ich, das gefordert ist, anzuerkennen, dass die Krankheit beim Partner, bei der Mutter, beim Vater weitergeht und die Gesunden nicht im Wege stehen sollten, wenn es um das Wohl des Kranken geht.

BUCHTIPP

Viel besser als ein Rezeptbuch

mm. Die Mitarbeitenden und Kaderleute der Sonnweid werden oft gefragt, wie dieses Heim funktioniere und welche Philosophie ihm zugrunde liege. Jedoch kann die Sonnweid aus Rücksicht auf die Bewohner nur sehr wenige Besucher empfangen. Auch stossen die Mitarbeitenden an Grenzen, wenn es darum geht, Wissen an Externe zu vermitteln.

Rechtzeitig zu seinem Rückzug aus der operativen Führung (siehe auch Editorial auf Seite 3) veröffentlichen Michael Schmieder und Uschi Entenmann das Buch «Dement, aber nicht bescheuert». Er hat den Wünschen des Buchhandels widerstanden, Rezepte und Checklisten für den Umgang mit Menschen mit Demenz aneinanderzureihen. Für den Leser und Wissensbegierigen ist dies ein Glück. Denn der Mann, der die Betreuung von Menschen mit Demenz revolutioniert hat, erzählt vor allem Geschichten, die gleichzeitig Wissen vermitteln, Denkanstösse geben und unterhalten. Zum Beispiel die Geschichte dreier Damen mit Demenz, die sich vor dem Jogurtregal eines Supermarktes streiten und von einem erfahrenen Betreuer wieder versöhnt werden. Berührend ist auch die Geschichte von Herrn Berg. Er will unbedingt wieder nach Hause – und lernt auf einem Spaziergang mit dem Heimleiter den Umzug ins Heim akzeptieren. Ebenso erzählt Schmieder von den Widerständen, gegen die er als junger Heimleiter ankämpfen musste, als er vor 30 Jahren die Sonnweid als Lebensraum für Menschen mit Demenz positionierte. Die vielen Geschichten aus seinem Berufsleben hat Schmieder mit starken Aussagen und Zitaten versehen, die einerseits Menschen mit Demenz eine Stimme geben und andererseits die Philosophie der Sonnweid zum Ausdruck bringen.

Dement, aber nicht bescheuert – für einen neuen Umgang mit Demenzkranken
Michael Schmieder, Uschi Entenmann
Ullstein Verlag

INTERVIEW

«Manchmal braucht es einfach seine Zeit»

Die Betreuerin Corinne Eicher* (22) versucht auch die Bedürfnisse von verschlossenen Menschen mit Demenz herauszufinden – was ihr meist innert weniger Wochen gelingt. Ratlos war sie nur in den ersten Tagen ihres Praktikums, das sie als 15-Jährige in der Sonnweid absolvierte.
Von Martin Mühlegg

Das Heft: Sie kommen gerade von der Arbeit auf der Station. Was gab es zu tun?

Corinne Eicher: Wir haben die Bewohner vom Mittagsschlaf geweckt und beim Aufstehen unterstützt. Jetzt wird ihnen Kaffee und Eis serviert.

Machen alle einen Mittagsschlaf?

Nicht alle. Nur jene, die wirklich erschöpft sind. Es ist von Tag zu Tag unterschiedlich.

Warum wecken Sie die Bewohner auf?

Viele würden wahrscheinlich bis in den Nachmittag hinein durchschlafen. In der Nacht wären sie wach und am nächsten Tag sehr müde.

Gibt es denn Bewohner, die sich gegen das Aufstehen nach dem Mittagsschlaf wehren?

Das gibt es manchmal. Meist lassen wir sie dann noch etwas liegen und versuchen es später wieder. Grundsätzlich können unsere Bewohner selbst entscheiden, wann sie am Morgen aufstehen oder am Abend ins Bett gehen möchten.

Wie lange kennen Sie die Menschen schon, die Sie heute betreuen?

Ich bin seit vier Jahren auf dieser Abteilung. Drei Bewohner lebten schon hier, als ich anfing. Diese Bewohner und ihre Bedürfnisse kenne ich natürlich am besten – auch wenn sie sich nicht mehr über die verbale Sprache ausdrücken können. Man versteht sie dann über die Mimik und die Gestik.

Haben sich die Bedürfnisse dieser drei langjährigen Bewohner innerhalb dieser vier Jahre verändert?

Die Grundbedürfnisse wie Essen, Trinken oder Schlafen bleiben gleich. Je nachdem, wie sich der Zustand des Bewohners verändert, verändern sich zum Beispiel die Bedürfnisse nach Nähe oder Distanz.

Wie lange braucht man, bis man einen Bewohner kennt?

Ich arbeite in einem 100-Prozent-Pensum, deshalb weiss ich nach einem Monat schon recht viel. Wer in einem kleinen Teilzeitpensum arbeitet, braucht länger. Es gibt aber je nach Bewohner und Mitarbeitenden Unterschiede.

Haben Sie beim Kennenlernen eine bestimmte Methode?

Bei mir geht es vor allem über Wahrnehmung, Beobachtung und Gespräche. Wenn der Bewohner nicht mehr spricht, kann ich mit den Angehörigen reden. Über seine frühere Arbeit oder früheren Hobbys kann ich Berührungspunkte finden. Wenn sich jemand zurückzieht und verschlossen ist, dauert es länger. Ich versuche dann, möglichst viel für ihn da zu sein, und beziehe ihn mehr in die Gruppenaktivierungen ein. Eine Teilnahme am Gottesdienst, am Chor oder an einer Bewegungsaktivität kann hilfreich sein. Ich kann ihn beim Mittagessen in die Gruppe integrieren oder mit ihm spazieren gehen. Manchmal braucht es einfach seine Zeit. Jeder Mensch ist anders, es gibt keine allgemeingültigen Rezepte.

Was ist, wenn er nicht an den Aktivitäten teilnehmen will?

Dann lassen wir ihn in Ruhe. Vielleicht gehe ich dann in sein Zimmer, lese ihm aus einem Buch vor oder stelle ihm einen Mitbewohner vor. So finde ich nach und nach heraus, was er mag und was nicht.

Wie war es für Sie, als Sie vor gut sechs Jahren in der Sonnweid Ihre Lehre anfingen?

Ich absolvierte zuerst ein Praktikum. Es war sehr speziell.

Inwiefern?

Es waren für mich andere Menschen, die in einer anderen Welt lebten. Ich wusste nicht, wie ich mit diesen Menschen umgehen sollte. Ich war schüchtern und zurückhaltend. Irgendwie war ich verloren.

Man beobachtet diese Schüchternheit auch bei Besuchern, die zum ersten Mal in der Sonnweid sind. Man hat manchmal das Gefühl, es sei eine Mischung aus Hilflosigkeit und Angst…

Dies war bei mir nicht der Fall. Ich wusste einfach nicht, was ich mit ihnen machen sollte. Ich musste lernen, dass ich mich nicht verstellen musste. Wenn man respektvoll und hilfsbereit ist, findet man sich schnell zurecht. Was mir sehr geholfen hat, war der Gedanke: «Wie wäre es, wenn ich selbst in dieser Situation wäre?» Ich würde mir auch wünschen, dass mir die

* Nach der Grundschule absolvierte Corinne Eicher in der Sonnweid eine Lehre als Fachfrau Betreuung. Seit vier Jahren arbeitet sie auf der Station C3 Ost.

Menschen mit Respekt und Empathie begegnen. Ich lernte auch viel über das Beobachten meiner Kolleginnen.

Nach dem Praktikum entschieden Sie sich für die Lehre als Fachfrau Betreuung. War es ein schwieriger Entscheid?

Nach dem Praktikum war es klar, dass ich die Lehre machen würde. Während der Lehre absolvierte ich ein Praktikum in einem anderen Altersheim, auf einer Station, in der keine Menschen mit Demenz lebten. Danach war es für mich erst recht klar, dass ich mit Menschen mit Demenz arbeiten wollte.

Warum?

Unsere Bewohner sind dankbarer. Wenn sie nicht mehr «danke» sagen können, zeigen sie es mit einem Lächeln. Im anderen Heim kam weniger zurück.

Welche Unterstützung brauchten Sie besonders, um eine gute Betreuerin zu werden?

Die Unterstützung des Teams. Ich war nie alleine. In der Lehre wechselt man alle sechs Monate die Abteilung und bekommt jeweils eine neue Berufsbildnerin. Diese sind sehr kompetent, sie haben mich sehr gut begleitet, auch wenn ich Fragen hatte zur Schule. Auch meine Familie hat mich immer unterstützt.

Welche Betreuungs- oder Pflegemethode war besonders hilfreich?

Die Kinästhetik hilft uns sehr. Dank ihr können wir rückenschonend arbeiten, auch für den Bewohner selbst ist es angenehmer. Basale Stimulation finde ich auch sehr schön. Man kann sich auf den Bewohner konzentrieren, ihm die Körpergrenzen zurückgeben.

Und bei der Kommunikation?

Da brachte ich schon viel mit. Wenn man eine wertschätzende Haltung mitbringt, muss man nicht viel verändern.

Sind Sie in dieser Beziehung familiär «vorbelastet»?

Ja, meine Eltern legten viel Wert darauf, dass man mit Menschen wertschätzend umgeht.

Wie erleben Sie junge Kolleginnen, denen dies in der Familie nicht vorgelebt wurde?

In der Berufsschule gab es einzelne Kolleginnen, die respektlos miteinander umgingen. Da fragte ich mich: Wie wollen sie im Betagtenbereich arbeiten, wenn sie so mit Menschen umgehen?

Was muss ein junger Mensch mitbringen, wenn er ein guter Betreuer werden will?

Das Wichtigste ist die Sozialkompetenz. Wer sie mit 16 oder 17 Jahren nicht hat, wird es schwer haben.

Wurden Sie in dieser Beziehung von der Grundschule gut vorbereitet?

Ich war in einer Klasse, die ziemlich schlimm war. Oft wurden Lehrer oder Mitschüler gemobbt. Ich war froh, als ich von der Schule gehen konnte. Gewisse verwöhnte Kinder glaubten, dass sie sich alles erlauben könnten. Die Lehrer machten es gut, aber das Thema «Sozialkompetenz» kam erst sehr spät, und es blieb nicht viel Zeit.

In diesem Umfeld ist es wohl schwierig, junge Menschen zur Arbeit im Altersheim zu motivieren…

Frauen sind eher zu finden, aber von jungen Männern höre ich immer wieder: «Ich könnte das nie machen.» Sie haben das alte Bild, dass man die Bewohner aufnehmen und intim waschen muss. Aber es gibt ja in diesem Beruf viele andere Aufgaben.

Was müsste man in der Schule ändern, damit sich dieses falsche Bild verändert?

Es müssten alle mindestens einen Tag in einem Altersheim arbeiten. Viele Jugendliche wollen möglichst schnell viel Geld verdienen und machen eine kaufmännische Ausbildung.

Als junge Frau leben Sie in einer anderen Welt, als die Menschen, die Sie betreuen, früher gelebt haben. Ist es für Sie schwierig, sich in diese Welt und ihre Wertvorstellungen hineinzuversetzen?

Unsere Bewohner sind bescheidener. Sie sind mit wenig zufrieden – was bei meiner Generation leider weniger der Fall ist. Mit einer Demenz wird das Bedürfnis nach Besitz kleiner. Die menschlichen Grundbedürfnisse zählen mehr.

Eine gute Betreuerin ist achtsam und präsent. Wie schützen Sie sich vor Routine und Abstumpfung?

Es gibt bei uns keine Routine. Jeder Tag ist anders und jeder Bewohner ist anders – von Tag zu Tag. Wenn man hier arbeiten will, muss man sich dessen bewusst sein – sonst ist man hier am falschen Ort.

Sind Sie auch eine Detektivin?

Ja. Man will es ja möglichst gut machen. Dies bedeutet, dass man genau beobachtet und immer wieder neue Sachen ausprobiert. Vielleicht hat ja der eine oder andere Bewohner ein Bedürfnis, von dem wir noch nichts wussten.

Es ist 15 Uhr, und Sie gehen jetzt wieder an die Arbeit. Was gibt es zu tun?

Bei diesem schönen Wetter werde ich wohl mit den Bewohnern spazieren gehen. Am Nachmittag machen wir Aktivierung, entweder in einer 1:1-Betreuung oder in der Gruppe. Wir lesen Geschichten vor, machen Maniküre und so weiter.

Es kommt jetzt also die Kür der Betreuung…

Genau. Am Morgen steht die Pflege im Vordergrund, es folgt das Mittagessen und nach dem Dessert kommt die Aktivierung.

Frau Eicher

Das Kronenhölzli vor der Sonnweid

Herr Schmieder

Frau Bachmann

Frau Gloor, Herr Daepp

Frau Szalai

INTERVIEW MIT BEWOHNERN

Ein Donnerstagnachmittag in der Wohngemeinschaft

Liebe, Gesundheit, eine gute Umgebung, Gemeinschaft und Frieden wünschen die Bewohner der Sonnweid.
Von Michael Schmieder

Manchmal entstehen Dinge, die wir nicht erwarten. So war es auch, als ich für dieses Heft ein Interview machen wollte mit einer Bewohnerin. Ich traf auf eine Gruppe von Frauen, die sehr ernsthaft mit mir über das Leben, über Glück und Unglück, über Wünsche und Nöte und über das Dasein im Allgemeinen sprachen. Einmal mehr zeigte sich, dass Menschen mit und ohne Demenz die gleichen Grundbedürfnisse haben.

Was ist Glück, wie sieht ein glückliches Leben aus? Es war äusserst spannend, wie differenziert die Bewohnerinnen antworteten, es liessen sich Unterschiede in den Gewichtungen erkennen. Die grossen Pfeiler, die wir vermutlich alle in uns tragen, sind Liebe, Gesundheit und Zufriedenheit. Da scheint es keine Unterschiede zu geben. Es sind die alten traditionellen Werte, die Menschen auch unmittelbar spüren, wenn diese Werte für sie nicht erlebbar sind.

Etwas differenziertere Antworten kamen zur Frage, was im Leben wichtig sei. Da ging es um Entwicklungschancen im Leben, um Selbstständigkeit, um eine gute Umgebung und um Verständnis für die Mitmenschen. Das Gegenüber wird als Teil des eigenen Lebens begriffen. «Am schlimmsten für mich wäre, wenn ich das alleine machen müsste», antwortete eine Frau. Sichtbar wird dieser Gemeinschaftsansatz auch in dem Wunsch, dass es den Kindern gutgeht. Wiederum wird auf das Sozialsystem zurückgegriffen. Interessanterweise kam nie eine Antwort, welche den verstorbenen Ehemann betraf. Die Frauen scheinen ihr Leben gut ohne uns Männer verbringen zu können – was für uns Männer auch ein Trost sein kann.

In den Antworten der Frauen wird die Angst vor dem Alleinsein spürbar. Es wird nachvollziehbar, dass Gemeinschaft schützt und nicht bloss Herausforderungen stellt, dass man nicht gerne damit konfrontiert wird, was nicht funktioniert, dass es wenig, aber Wesentliches braucht, um Menschen in ihrem Dasein zu unterstützen. So werden die eigenen Defizite nicht wahrgenommen, es geht alles gut – nur langsamer, sind die relevanten Aussagen hierzu. Das passt auch zu den Antworten auf die Frage nach den Wünschen: Alle wollen heim, alle. Da würde man sehr vieles in Kauf nehmen, wenn man nur wieder heim könnte. Sie wollen an einen Ort, wo Frieden herrscht, und dann wird alles wieder wie früher, wenn ich nur daheim bin. An dieser Stelle einen Dank an Arno Geiger, der in seinem Buch «Der alte König in seinem Exil» diesen Gedanken wunderbar aufnimmt.

Was ist wichtig im Leben?

Liebe, dass man geliebt wird.

Gesundheit, das ist das Wichtigste.

Dass man die Chance bekommt, sich zu entwickeln.

Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.

Eine gute Umgebung.

Andere verstehen wollen.

Was macht mir Angst? Was bereitet mir Sorge?

Ich habe keine Angst.

Die familiäre Situation mit dem Ehemann.

Die Angst vor einer schweren Krankheit.

Wenn ich das alleine machen muss.

Was geht heute schlechter als früher?

Es geht alles gut.

Es geht automatisch langsamer.

Tennis spielen kann ich nicht mehr.

Was wünsche ich mir?

Heimgehen, man fühlt sich nur daheim daheim.

Lieber schlecht, aber daheim.

Heimgehen fehlt zum Glück.

Gesundheit ist das Wichtigste.

Dass es den Kindern gutgeht.

Gemeinschaft.

So leben dürfen.

Über alles reden können, auch den Tod.

Dass es so weitergeht, wie es jetzt ist.

Keine Sorgen haben.

ZUKUNFT

«Ich werde zuerst hinschauen und zuhören»

Am 1. November übernimmt Cornelia Bachmann die operative Führung der Sonnweid AG. Das Heft sprach mit ihr über Demenz, Interessen und gesellschaftliche Herausforderungen.

Von Martin Mühlegg

© Martin Mühlegg

Ergotherapie, Psychologie und Betriebswirtschaft
Menschen standen schon immer im Zentrum von Cornelia Bachmanns (45) Interesse. Nach Ausbildung und Berufstätigkeit als Ergotherapeutin absolvierte sie ein Studium in Psychologie. Mehrere Jahre setzte sie sich bei der Invalidenversicherung (IV) dafür ein, dass Menschen trotz gesundheitlichen Einschränkungen am Berufsleben teilnehmen können. Sie bildete sich in Sozialversicherungsrecht, Betriebswirtschaft und Management weiter und leitete Integrationsprojekte auf kantonaler und nationaler Ebene. Als Bereichsleiterin im Bundesamt für Sozialversicherungen engagierte sie sich in den letzten Jahren auf strategischer Ebene für die Weiterentwicklung der IV.

Das Heft: Was interessiert Sie an Demenz und Alter?

Cornelia Bachmann: In den letzten Jahren erhielten diese Themen in der Bevölkerung und in den Medien mehr Beachtung. Noch immer gibt es aber nicht ausreichend und vor allem nicht ausreichend gute Betreuungslösungen für Menschen mit Demenz. Es ist zu erwarten, dass die zunehmende Überalterung unserer Bevölkerung die Anzahl von Demenzbetroffenen deutlich ansteigen lassen wird. Bald kommen die geburtenstarken Jahrgänge ins kritische Alter. Wir alle sollten ein grosses und ein persönliches Interesse daran haben, dass unsere Gesellschaft auf diese Herausforderung vorbereitet sein wird. Unsere eigenen Angehörigen werden froh sein um gute Betreuungsmöglichkeiten für uns.

Relativ wenige jüngere Menschen werden künftig für sehr viele alte Menschen sorgen müssen. Gibt es in diesem Spannungsfeld Themen, die besondere Aufmerksamkeit brauchen?

Bei einer Demenz ist der pflegerische Anteil wichtig, daneben hat die Betreuung im Alltag einen höheren Stellenwert als bei anderen Krankheitsbildern. Deshalb stellen sich die Fragen: Welche Berufsgruppen können die Betreuung kompetent ausführen? Wie bilden wir die Fachleute aus, wie motivieren wir sie für diese anspruchsvolle Tätigkeit? Wie finanzieren wir diese Betreuung nachhaltig? In dieser Beziehung müssen wir über den Tellerrand hinausschauen und -denken. Darin liegt eine Tradition der Sonnweid, und daran möchte ich festhalten.

Lassen wir den gesellschaftlichen Aspekt bei Seite: Was interessiert Sie persönlich an der Pflege und Betreuung von Menschen mit einer Demenz?

Mich interessiert der Mensch ganz grundsätzlich. Als Psychologin beschäftigt es mich, was mit einem Menschen passiert, wenn kognitive Fähigkeiten wegfallen. Was bleibt? Wie unterstützt man diese Fähigkeiten? Inwiefern können diese in einem stationären Kontext besser gefördert werden als im angestammten Umfeld zu Hause? Man soll auch Menschen mit Demenz im Heim in ihrer Selbstständigkeit unterstützen. Dies kann anspruchsvoller sein, als wenn man ihnen einfach alles abnimmt.

Ihre Mutter ist an einer Demenz erkrankt. Was ist für Sie als Angehörige bei der Wahl einer Institution wichtig?

Wenn die eigene Mutter von Demenz betroffen ist, ist man als Tochter, auch wenn man vielleicht berufliche Erfahrung zum Thema mitbringt, eine Anfängerin. Das bringt einen einfach häufig an den Anschlag. Als Angehörige wünsche ich mir kompetente Fachleute mit Herz, denen ich meine Mutter mit gutem Gewissen anvertrauen kann. Ich wünsche mir als Angehörige, mit meinen Anliegen ernst genommen zu werden. Wenn ich mich verstanden fühle, kann ich auch besser loslassen.

Was reizt Sie am Führen des Unternehmens Sonnweid AG?

Die Sonnweid AG ist eine privatrechtliche Organisation. Diese bietet Freiheiten, die in einem staatlichen Betrieb so nicht möglich wären. Ein wichtiger Teil der Sonnweid ist ausserdem die Fokussierung auf eine respektvolle, menschenfreundliche Haltung. Diese lässt sich nicht so einfach messen. Ich möchte Rahmenbedingungen schaffen, damit diese Haltung weiterhin zum Tragen kommt. Das finde ich auch eine sehr spannende Management-Herausforderung.

Was treibt Sie an?

Sinnhaftigkeit und Freude. Ich setze mich gerne für eine gute Sache ein. In meiner letzten Stelle im Bundesamt für Sozialversicherungen vermisste ich bisweilen die Nähe zu den persönlich betroffenen Personen. Ich freue mich deshalb sehr darauf, jetzt wieder näher für Menschen und ihre alltäglichen Anliegen tätig zu sein.

Was werden Sie in den ersten Wochen und Monaten machen?

Ich bin nicht jemand, der einfach loslegt und alles Bisherige achtlos über den Haufen wirft. Es gibt sehr viel Wertvolles in der Sonnweid, und das gilt es zu schützen. Ich werde deshalb zuerst genau hinschauen und zuhören. Es gibt sehr unterschiedliche Themen, Sichtweisen und Interessen. Im Gespräch mit den Mitarbeitenden, den Angehörigen – und so weit wie möglich – mit den Betroffenen und auch mit externen Akteuren möchte ich herausfinden, was diese brauchen, damit sie in ihrer Rolle gut funktionieren können und der Erfolg der Sonnweid auch weiterhin sichergestellt werden kann.

Die Sonnweid gilt als eine der besten Institutionen im Bereich Demenz. Kann sie noch besser werden?

Klar – alles kann besser werden. Die Frage ist aber: Was heisst besser? Und wo setzt man die Akzente? Ist es besser, den Angehörigen oder der Ausbildung der Mitarbeitenden mehr Aufmerksamkeit zu schenken? Oder will man das Heim vergrössern? Wir müssen sehr vorsichtig sein und überlegen, wohin wir als Sonnweid wollen. Diese Ausrichtung möchte ich in Absprache mit dem Verwaltungsrat der Sonnweid AG und zusammen mit dem Kader entwickeln.

UMFRAGE

Wir alle, ob demenzkrank oder gesund, sind auf bedingungslose, wohlwollende und wertschätzende Begegnungen angewiesen. Bei Menschen mit Demenz ist die genaue Beobachtung der Stimmungslage sehr aussagekräftig. Wenn wir zum Beispiel spazieren gehen, verändern sich alle Bewohner. Sie sind aufmerksamer und erfreuen sich an der Natur oder an spielenden Kindern. Ich kann unseren Bewohnern frohe Stunden ermöglichen – ich kann aber nicht ihre Lebensprobleme lösen.
Regula Altwegg (58)
Fachfrau Gesundheit

Am liebsten möchte ich alle Wünsche der Bewohner erfüllen. Wenn ich aber alle Wünsche, die ich wahrnehme, erfüllen soll, komme ich je nach Situation selbst unter Druck. Dieser Druck tut mir und den Bewohnern nicht gut. Sie merken, wenn ich gestresst bin. Darum schätze ich ab, welche Wünsche dringender erfüllt werden müssen, welche Bewohner warten können oder wo ich «nein» sagen muss. Es ist mir auch wichtig, die Bedürfnisse der stummen Bewohner wahrzunehmen.
Madeleine Gander (58)
Pflegefachfrau HF

Die Bedürfnisse von Menschen mit Demenz sind nicht genau gleich wie von Gesunden. Für den Gesunden ist es wichtig, Entscheidungen zu treffen. Für Menschen mit Demenz kann dies unangenehm sein, da sie merken, dass sie es nicht mehr können. Weniger ist mehr: Man sollte nicht von einer Aktivität in die andere wechseln, sondern sich Zeit nehmen. Menschen mit Demenz haben auch ein stärkeres Bedürfnis nach Schlaf als Gesunde. Die Grundbedürfnisse sind aber die gleichen wie bei uns.
Roswitha Waltenspül (53)
Pflegehilfe

CAMPUS AKTUELL

Demenz verstehen mit Sonnweid der Campus

sw. Sonnweid der Campus vermittelt mit seinem Kurs-, Bildungs- und Beratungsprogramm Demenzwissen aus der Praxis. Auch in den kommenden Wochen finden diverse Kurse statt. In folgenden hat es noch Plätze frei:

- Schreiben und informieren (27. Oktober 2015 und 26. Januar 2016), Referent: Martin Mühlegg
- Herausforderndes Verhalten – Entstehung, Auswirkungen und Hilfestellungen (28. – 29. Oktober 2015), Cristina De Biasio Marinello
- Umgang mit aggressivem Verhalten (9. – 11. November 2015), Dorothea Fiechter, Claudia Knöpfel
- Aromapflege – mit den richtigen Anwendungen zu mehr Lebensqualität (16. – 17. November 2015), Andrea Mühlegg-Weibel
- Ein Tag in der Sonnweid (26. November 2015), Andrea Mühlegg-Weibel, Michael Schmieder
- Führen, wenn die Normen versagen – ethische Betrachtungen einer anderen Normalität (3. Dezember 2015), Klaus Peter Rippe, Michael Schmieder

STIFTUNG AKTUELL

Ratgeber «Da und doch so fern»

ssw. Kurz nach Erscheinen liegt bereits die zweite Auflage vor! Das von der Stiftung Sonnweid unterstützte Buch «Da und doch so fern» der US-amerikanischen Familientherapeutin Pauline Boss trifft wohl genau den Punkt, den Angehörige von Menschen mit Demenz so schmerzlich vermissen: Anerkennung und Wertschätzung für ihre fürsorgliche Betreuung. Die Autorin verdeutlicht, dass es die Krankheit Demenz ist, die so viel Leid und Kummer verursacht, und dass daran niemanden eine Schuld trifft. Boss zeigt Verständnis für die schwere Situation und erläutert einfühlsam, wie betreuende Angehörige die Liebe für ihre Partner bewahren und zugleich für sich selbst besser sorgen können.

Das Buch wie das Hörbuch (vier CDs) mit ausführlichem Booklet sind erhältlich unter: www.stiftungsonnweid.ch ab April 2016 ebenfalls auf Französisch zu beziehen.

Wasser – Lebenselixier und Inspiration

ssw. Alle bedeutenden Künstler – ob Maler, Musikerin, Bildhauer oder Schriftstellerin – greifen in ihren Werken einmal das Element Wasser auf. Seien es Händels Wassermusik, Monets Seerosen oder Tinguelys fantastische Brunnenwelten: Wasser inspiriert, regt an, spendet Leben und Wohlbefinden. Deshalb geht die Sonnweid einmal mehr neue Wege und bringt das Wasser in Form eines künstlerischen Ausdrucks zu den Menschen mit Demenz: In der Oase 4 entstehen eine Wasserwand und ein Aussenbrunnen. Im gleichmässigen Rhythmus läuft Wasser über eine Granitsteinwand und erzeugt ein feines, beruhigendes Plätschern; der Aussenbrunnen beherbergt im Zentrum eine feine modellierte Frauengestalt, die Wasser aus einem Krug in den Brunnen fliessen lässt. Die Stiftung Sonnweid finanziert diese Wasserwelten. Helfen Sie mit, Menschen mit Demenz das wohltuende Element Wasser näherzubringen und werden Sie Unterstützer der Wasserwand! Erste Spender sind bereits gefunden, noch benötigen wir einige Personen, die einen Betrag von 1000 Franken oder mehr zur Realisierung beitragen.

Nähere Auskünfte erhalten Sie auf unserer Website: www.stiftungsonnweid.ch oder vom Präsidenten des Stiftungsrates, Markus Grunder (Tel. 079 414 46 52).

Das Zeug zum Werken – WerkZeuge

ssw. Mit den Händen arbeiten, etwas mit Freude zusammensetzen oder gar ein kaputt gegangenes Gerät reparieren können – Fähigkeiten, die sehr willkommen sind und uns in der Not nach dem «geschickten Handwerker» rufen lassen. An diesem Punkt setzt der Baukasten für Männer mit Demenz an. Angesprochen werden dabei alle Sinne: Leuchtende Farben, verschiedenste Materialien und Formen wirken als visuelle Anreize und stimulieren Geruchs- und Tastsinn. Das Gefühl, etwas allein und selbstständig gemacht zu haben, stärkt zudem das Selbstbewusstsein und fördert positive Emotionen. Erste Erfahrungen in der Stiftung Sonnweid zeigen, dass der Baukasten seine Wirkung je nach Stand der Demenz unterschiedlich entfaltet: Männer im Anfangsstadium der Demenz zeigen nur eine geringe Bereitschaft, sich mit den einzelnen Teilen zu beschäftigen. Je weiter fortgeschritten die Erkrankung jedoch ist, desto mehr Interesse wecken die handlichen Bestandteile. Ebenfalls wurde deutlich, dass der Einsatz des Koffers von einer Betreuungsperson begleitet werden muss, um ein gemeinsames Erleben der Tätigkeit zu ermöglichen.

Sonnweid das Heft

Zeitschrift der Sonnweid AG
www.sonnweid.ch

Nr. 4
Oktober 2015

EPILOG

© Julia Marti

Die Welt von Bruce steht Kopf.
Filippo gefällt die andere Perspektive.

NEUBAU

Bildungs- und Kulturtage «Bei Sinnen» 30. November bis 2. Dezember

sw. Ende Jahr eröffnet die Sonnweid einen Neubau mit einer neuen Oase. Bevor dort Menschen mit Demenz einziehen, belebt Sonnweid der Campus die Räume mit den Bildungs- und Kulturtagen «Bei Sinnen». Fachleute und Künstler vermitteln in Referaten, Diskussionen, Workshops und Darbietungen ihr Wissen. Im Zentrum der Veranstaltungen mit Klausbernd Vollmar, Daniela Dill, Maya Farner, Thomas Klie, Rüdiger Jezewski, Michael Schmieder und vielen anderen stehen Themen wie Sinnlichkeit, Achtsamkeit, Sprachlosigkeit und Kontrollverlust. Die Bildungs- und Kulturtage richten sich an Personen aus dem Gesundheits- und Sozialwesen, die mit dem Thema «Demenz» zu tun haben.

Tag der offenen Tür Samstag, 5. Dezember, 11 bis 16 Uhr

Am Samstag, 5. Dezember, haben Interessierte die Gelegenheit, den Neubau zu besichtigen. Neben einer Oase enthält das Gebäude die neue Küche der Sonnweid, Gästezimmer und weitere Räume.

Führungen 9. bis 11. Dezember

Mit der Eröffnung der Erweiterung 4 vollzieht die Sonnweid einen weiteren konsequenten Schritt als Institution, in der ausschliesslich Menschen mit einer demenziellen Erkrankung wohnen. In dieser Grösse und Konsequenz ist dies wohl einmalig. Eine Oase mit speziellem Raumkonzept, eine neue Wohngruppe mit bester Infrastruktur, ein Wellnessbereich für die Menschen hier, Personalerholungsräume, eine neue zentrale Küche mit Einblicken und eine neue Cafeteria mit einer etwas speziellen Möblierung: Dies alles gibt es zum Anschauen.

Vom 9.–11. Dezember machen wir jeden Nachmittag Führungen in den neuen Räumen für Interessierte, die etwas mehr wissen wollen über die Architektur, das Konzept und den Betrieb. Die Führungen mit Petra Knechtli, Monika Schmieder oder Michael Schmieder finden jeweils um 13.30 und um 15.00 Uhr statt und dauern zirka 1,5 Stunden. Kosten: 20 Franken.

Weitere Informationen
und Detailprogramm unter:
www.sonnweid.ch
campus@sonnweid.ch